

---

## Berichte

### **Prof. Dr. Max Matter 1945–2023**

Professor Dr. Max Matter wurde am 8. März 1945 in Zürich geboren. Nach der Matura studierte er von 1968 bis 1974 Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Kommunikationswissenschaft an der Universität Zürich. Seine Promotion erfolgte 1975 bei Arnold Niederer über „Wertesystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze durchgeführt im Lötschental“. Diese Feldforschung hat ihn geprägt, und auch später noch hat er das Lötschental mit Studierenden auf Exkursionen mehrfach besucht.

Der Schweiz blieb er auch nach seinem Weggang nach Deutschland immer verbunden. Nach den Jahren als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Volkskunde der Universität Bonn (1975–1979) war er als wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Mainz (1980–1984) tätig, wo er sich mit der Arbeit „Dörflicher Hausbau und Hausbesitz heute. Ein ländliches Kulturmuster, seine historische und ideologische Herkunft. Bauen und Wohnen in einer Bergarbeitergemeinde in der östlichen Hocheifel“ 1983 habilitiert hat. 1985 vertrat er für ein Semester die vakante Professur von Ingeborg Weber-Kellermann am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Marburg und erhielt im selben Jahr noch einen Ruf auf eine Professur für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt/Main. Während seiner Zeit in Frankfurt stand er von 1990 bis 1998 der Hessischen Vereinigung für Volkskunde vor und bemühte sich um die Ausrichtung von Tagungen: Für viele unvergessen ist das gut besuchte Treffen in Tann/Rhön im März 1990 mit Exkursion ins Werrakalirevier, das von den zahlreichen Teilnehmer:innen aus Thüringen auch zu Gründungsgesprächen für die spätere Thüringische Vereinigung für Volkskunde (TVV) genutzt wurde.

1996 wurde er auf den Lehrstuhl für Volkskunde (Nachfolge Peter Assion) an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg berufen. Ein Jahr später übernahm er zusätzlich als Direktor die Leitung des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg. An der Universität hatte er von 1998 bis 2008 wechselnde Wahl- und Amtsmitgliedschaften im Fakultätsrat inne und war von 2001 bis 2002 (bis zur Gründung der neuen Fakultäten) Dekan der Philosophischen Fakultät III. In der Wahlperiode 2002 bis 2006 war er zudem Mitglied im Senat. Im März 2010 wurde Max Matter pensioniert und ging 2011 wieder nach Zürich, wo er weiterhin forschend und lehrend tätig war. Gesundheitliche Probleme führten in der Vergangenheit immer wieder zu längeren Krankenhausaufenthalten auch in Freiburg. Dort starb Max Matter am 5. Dezember 2023.

Als das Fach Volkskunde sich in den 1970er-Jahren neu orientierte und sich den Sozial- und Ethnowissenschaften öffnete, gehörte er zu den ersten, die sich theoretisch wie praktisch an der Lösung sozio-kultureller Probleme beteiligen wollten. Zu seinen breit gefächerten Forschungs- und Arbeitsschwerpunkten gehörten u. a. die Gemeindeforschung/Regionalkultur, Kultur und Lebensweisen ethnischer Gruppen in Europa, Nahrungsforschung, Fremdheit und vor allem Migration und Integration. Insbesondere zum Thema Zuwanderung und deren Folgen hat er kontinuierlich geforscht und publiziert und dabei überregionale Beachtung erlangt.

Max Matter hatte schon früh die Bedeutung des Themenfeldes Migration und Integration und dessen Erkenntnispotenzial für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie erkannt, und das zu einer Zeit, als dieses Thema noch nicht in aller Munde war. Dabei hat er auch die verschiedenen Werteordnungen zwischen Angehörigen des Islam und den säkularisierten Gesellschaften Mitteleuropas erforscht. Er leitete mehrere Forschungsprojekte im In- und Ausland u. a. zur Reintegrationspolitik von Rückkehrern (Ankara 1986/87 und 1989/90) und zu Deutschen- und Deutschlandbildern von Türken (1990–1993). Er hat zahlreiche Forschungsprojekte mit Förderung durch die DFG, Stiftung Volkswagenwerk, Thyssen-Stiftung, Beauftragte für Kultur und Medien durchgeführt oder unterstützend mit auf den Weg gebracht.

Als Hochschullehrer konnte er seine Studenten begeistern und hat sie nicht zuletzt auch durch seine zuweilen unkonventionelle Art inspiriert, gefordert und gefördert. Seine physische Präsenz in Verbindung mit einem zuweilen schallenden Lachen, wenn er sich lauthals über etwas amüsierte, aber auch seine Großzügigkeit und seine Empathie wurden von vielen geschätzt. Während seiner Freiburger Zeit und im Zuge der EU-Ost-Erweiterung erstreckten sich seine Forschungsinteressen immer mehr auch auf den südosteuropäischen Raum, vor allem auf die Slowakei und Rumänien sowie zunehmend auf die Erforschung von Minderheiten insbesondere der Roma.

Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Veröffentlichungen ist in dem Band „Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. (Populäre Kultur und Musik 1) Münster u. a. 2010“ enthalten.

Als engagierter Forscher scheute er sich auch nicht, politisch das Wort zu ergreifen. Er ist Unterzeichner des „Manifests der 60“ und plädierte für eine neue Zuwanderungsgesetzgebung, die der Tatsache Rechnung tragen sollte, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Seit 1997 war er Mitglied im Rat für Migration und gehörte dessen wissenschaftlichem Beirat an, wie er auch seit 1997 Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Otto-Benecke-Stiftung war.

Auch nach seiner Pensionierung war er ein gefragter Redner und Publizist, vor allem zu Themen der Migration, Integration, Fremdheit und Ethnizität. 2014 erschienen der umfangreiche Band „Nirgendwo erwünscht: zur Armutsmigration aus Zentral- und Südosteuropa in die Länder der EU-15 unter besonderer Berücksichtigung

von Angehörigen der Roma“, der sein anhaltend wissenschaftliches Engagement unterstreicht und vielleicht als sein Vermächtnis betrachtet werden darf.<sup>1</sup>

Sabine Zinn-Thomas

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.11>

## Bernhard Purin 1963–2024

Erinnerungen an den Museumsdirektor, Forscher und Kommilitonen.

Ein Gespräch zwischen Nina Gorgus und Bernhard Tschofen

Wie erinnert man an jemanden, der sich das Erinnern zum Beruf gemacht hat? Die Beschäftigung mit Erinnerung und den Formen und Praktiken des Gedächtnisses stand im Zentrum der Interessen in Forschung und Vermittlung von Bernhard Purin, des im Februar 2024 plötzlich verstorbenen Empirischen Kulturwissenschaftlers und Gründungsdirektors des Jüdischen Museums München. Er widmete nicht nur fast seine gesamte wissenschaftliche Laufbahn und sein museales Denken und Arbeiten der Erinnerung an die Geschichte und Kultur der europäischen Juden, sondern praktizierte diese auch als Mensch und Privatperson bevorzugt im Erzählen und im Gespräch. Grund genug, die Erinnerungen an diesen besonderen, doch in seiner Begeisterung für „sein Thema“ oft auch unverstandenen und einsamen Menschen im Dialog zu entwickeln.

*Nina Gorgus:* Meine erste Begegnung mit ihm fand im Projektseminar „Wilde Masken“ statt, das im Wintersemester 1987/88 unter der Leitung von Gottfried Korff am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen startete. Ich erinnere mich noch gut an die ersten Sitzungen: Direkt vor dem Bücherregal im Seminarraum saßen zwei Studenten, die beide Bernhard hießen und (miteinander) in einem für mich erstaunlichen Dialekt sprachen. Anfangs konnte ich sie deswegen kaum unterscheiden. Es waren Bernhard Purin und Bernhard Tschofen, die beide aus Bregenz in Vorarlberg (Österreich) kamen. Wir haben uns in den drei Semestern, die wir gemeinsam mit der Erforschung der alemannischen Fasnacht bzw. der „wilden“ Seite der Fasnacht verbrachten, ganz gut kennengelernt. Ich weiß noch, wie beeindruckt ich war, dass Bernhard P. schon damals ganz genau wusste, worüber er seine Magisterarbeit schreiben und was er beruflich machen würde.

*Bernhard Tschofen:* Bernhard und ich teilten tatsächlich auch Herkunft und Namen, dessen Wahl, wie wir später einmal feststellen konnten, auch noch denselben Hintergrund hatte. Trotzdem bin ich Bernhard auch erst ein Jahr vor Dir erstmals begegnet, in der Einführungsvorlesung von Hermann Bausinger kam mir ein Gesicht ein

1 Für Hinweise und Ergänzungen danke ich Siegfried Becker.

paar Reihen vor mir seltsam vertraut vor. Anfangs wusste ich nicht recht woher, aber dann erkannte ich darin den begeisterten Pfadfinderführer, der jahrelang samstags mit einer Gruppe „Pfadis“ an meinem Elternhaus am Stadt- bzw. Waldrand von Bregenz vorbeigezogen war. Die Zahl österreichischer Studierender konnte man damals in Tübingen vor dem EU-Beitritt Österreichs noch an einer Hand abzählen (neben uns zumeist entsprungene Theologen, die bei Hans Küng Glück und Abschluss suchten). Wer also nach Tübingen wollte, hatte ein Ziel, und das hieß in unserem Fall natürlich das Ludwig-Uhland-Institut bzw. EKW. Ich hatte es zum Glück auf Umwegen über die Innsbrucker Volkskunde ausfindig gemacht. Dem drei Jahre älteren Bernhard war der direkte Weg vergönnt, sein prägender Kontakt zur Szene der kritischen Regionalhistoriker in Vorarlberg hatte ihn gleich nach Matura und Zivildienst nach Tübingen geführt. Und ja, Du hast Recht, er war bereits damals in „seinem Feld“ bestens vernetzt und hatte klare Perspektiven. Seine Nähe zum Umfeld des Vorarlberger Landesarchivs, wo man u. a. an den Vorbereitungen für ein Jüdisches Museum in der ehemals bedeutsamen Gemeinde Hohenems arbeitete, hatte ihn auf die bis zu einem Pogrom 1744 bestehende Landgemeinde von Sulz in Vorarlberg gebracht, der er eine beachtliche Monografie widmete. Und das Thema Museum und Ausstellung hatte er auch quasi von Anbeginn an auf seiner Agenda.

*Nina Gorgus:* Im Rückblick habe ich gestaunt, wie viele der von Bernhard kuratierten und verantworteten Ausstellungen und Museen ich besucht hatte. Der Reigen begann mit der Eröffnung des Jüdischen Museums Hohenems 1991 und führte über das Jüdische Museum in Wien (1992–95) und die Eröffnung des Jüdischen Museums Franken in Fürth (1996), schließlich zu dem von ihm von Grund auf gedachten Jüdischen Museum München (eröffnet 2007). Ich war jedes Mal von den Präsentationen beeindruckt. Die Szenografie hatte immer auch innovative Aspekte, die Inhalt und Gestaltung kongenial verbanden. In Wien waren es die holografischen Objekte, da es keine Originalobjekte gab, in Fürth Vitrinen, über die die Besuchenden laufen mussten. In München übernahm unter anderem eine Graphic Novel das Narrativ. Von all seinen Stationen habe ich noch viele Publikationen im Regal – Bernhard war immer sehr großzügig mit seinen Büchergaben.

*Bernhard Tschofen:* Bernhards Laufbahn gleicht tatsächlich einer kontinuierlichen Entwicklung entlang der genannten Stationen. Er hatte früh seine Handschrift gefunden, nicht nur, was die konkrete Arbeit anlangt, sondern auch im Denken des Museums als einer offenen Institution der Verhandlung unseres Gedächtnisses. Auch wenn seine gemeinsam in enger Zusammenarbeit mit den ihm über die Jahre vertraut gewordenen Gestalter:innen, Architekt:innen, Grafiker:innen u. a. m. entwickelten Präsentationen neue und vor allem ortsspezifische Zugänge suchten, ging es ihm immer um das Gedächtnis der Dinge und um Beziehungsgeschichten – und immer wurden Überlieferung und Präsenz reflektiert und transparent gemacht. Seine Ausstellungen haben jüdische Kultur aus ihrer verdrängend exotisierenden Ecke heraus-

geholt und – ganz EKWler – in den Horizont der alltäglichen Geschichte und Kultur gerückt, mit der wir so oder so alle verbunden sind.

*Nina Gorgus:* Die Leidenschaft für Objekte hat Bernhard sehr gerne geteilt. 2018 stellte er in Dortmund in der Kommission für Sachkulturforschung und Museum in der dgv (DGEKW) sein Projekt „Im Depot verborgen und vergessen: Jüdische Ritualobjekte aus Würzburg“ vor. Zur Provenienzforschung gehörte auch eine umfangreiche Recherche vor Ort in Würzburg, die dann in die Ausstellung „Sieben Kisten mit jüdischem Material – Von Raub und Wiederentdeckung 1938 bis heute“ in München und Würzburg 2018 mündete. Auf der Rückfahrt trafen wir uns im Zug. Bis zu meinem Ausstieg in Frankfurt schilderte Bernhard P. mir ausführlich seine Forschungsergebnisse, wie die Funde mit jüdischen Synagogen in Franken in Verbindung gebracht werden und wie sie Unrecht sichtbar machen konnten. Objektforschung war eine seiner großen Leidenschaften; eine Leidenschaft, für die er sich trotz der vielen administrativen Arbeit Zeit nahm. Und eine Leidenschaft, die man ihm im Gespräch auch sofort am Glitzern in den Augen ansah. Eigentlich sollte das nächste Treffen der Kommission in München in seinem Museum stattfinden; leider verhinderte das die Coronapandemie.

*Bernhard Tschofen:* Die angesprochene Leidenschaft und Beharrlichkeit möchte ich nochmals hervorheben. Bernhard hat tatsächlich zeitlebens für seine Sache gebrannt. Wenn er durch einen Hinweis, sei es im Archiv oder in der Literatur, im Gespräch oder vielleicht auch nur gerüchteweise kursierend, einmal von einem Thema oder Bestand sprichwörtlich Blut geleckt hat, konnte er davon nicht mehr lassen. Ich finde, es verdient außerordentlichen Respekt, dass er neben seinen Aufgaben in der Leitung eines Museums noch die Zeit für aufwendige Recherchen gefunden und keine Mühen gescheut hat, auch den noch so verwischten Spuren nachzugehen. Das gilt übrigens nicht nur für seine akademische und museale Arbeit, sondern auch für seine persönlichen Leidenschaften – seien es historische Schnupftabakdosen, allerlei andere Sammlungsthemen oder regionalspezifisches Wissen dies und das betreffend. Überhaupt unterschieden sich in dieser Hinsicht der private und der professionelle Bernhard kaum. Sein Engagement machte diesbezüglich keinen Unterschied; das sieht man beispielsweise auch an dem Eifer, mit dem er sich in den letzten Jahren der verdrängten jüdischen Geschichte seiner Waldviertler Sommerfrische gewidmet hat. Auch dies tat er mit der Beständigkeit und Ritualisierung, über die wir und vielleicht noch mehr die Jüngeren um ihn viel gestaunt und manchmal auch leicht befremdet gelächelt haben: In seinem Stammgasthaus dort erzählte man mir diesen Sommer, dass er, wenn er vor Ort war, immer verlässlich mittwochabends und sonntagmittags zum Essen gekommen sei. Seine Persönlichkeit und seine Arbeitsweise haben nach solchen Strukturen verlangt, sie haben aber auch die markanten Spuren ermöglicht, die er uns und hoffentlich auch den Nachfolgenden in den Feldern der

jüdischen Kulturgeschichte und Museologie mit seinen Texten und Ausstellungen hinterlassen hat.

Nina Gorgus, Bernhard Tschofen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.12>

## **Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens**

20. Treffen der Kommission Medizinanthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) in Kooperation mit der 35. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin im Warburg-Haus, Hamburg, 8./9. September 2023

Am Freitag, den 8. September 2023 eröffneten Sabine Wöhlke, Sprecherin der Kommission Medizinanthropologie, und Ehler Voss, 1. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin (AGEM), die gemeinsame Tagung „Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens“. – Mit Bezug auf den aktuellen Sachstandsbericht zu Klimawandel und Gesundheit des Robert Koch-Instituts (September 2023) stellte *Sabine Wöhlke* (Hamburg) die Dringlichkeit von Forschungen zu geeigneten Public-Health-Maßnahmen und kulturwissenschaftlich-ethnologischen Perspektiven in diesem Zusammenhang heraus. Etwa Extremwetterereignisse oder die Folgen von Versorgungs- und Finanzkrisen verändern den Alltag der Menschen nachhaltig und stellen gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten infrage. – *Ehler Voss* (Bremen) betonte die Zusammengehörigkeit von Krisen und Kapitalismus, dessen Logik sich in unsere Körper eingeschrieben habe und unser Denken und Handeln bestimme. Die Heroisierung des Prekären und der damit verbundene Imperativ der Resilienz gehe mit dem Versprechen einher, dass jede überwundene Krise zu mehr Stabilität und Stärke führe. Durch das Psychologisieren und Individualisieren der Bewältigung struktureller Probleme werde Krisenbewältigung zu einer Kompetenz von Einzelnen und das Leiden zu einem persönlichen Versagen. Um nicht Ursache und Symptom zu verwechseln, komme eine medizinanthropologische Betrachtung des Zusammenhangs von Krisen, Körpern und Kompetenzen nicht ohne die Berücksichtigung der Bedingungen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems aus, in dem Krisen politisch und wirtschaftlich erzeugt und ausgenutzt würden.

Die Tagung wurde in Präsenz durchgeführt. Es bestand die Möglichkeit, online der Veranstaltung zu folgen, allerdings mit technischen Einschränkungen, die auf die denkmalgeschützten Räumlichkeiten der in den 1920er-Jahren errichteten Warburg-Bibliothek zurückzuführen waren. Das zweitägige Programm gliederte

sich in fünf Panels, die historische, institutionelle, ethnografische, narrative und museal-kuratorische Themen und eine große Spannbreite an Perspektiven zusammenbrachten. Die Veranstaltung lebte von ihrer Interdisziplinarität: Akteur:innen und Wissenschaftler:innen aus dem Gesundheitswesen (Pflege, Medizin, Ethik), der Kulturanthropologie/Ethnologie, Soziologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft, Medizinanthropologie sowie aus der Fotografie kamen in Hamburg zusammen.

Den Eröffnungsvortrag hielt *Philipp Osten*, der kommissarische Leiter des Instituts für Geschichte und Ethik in der Medizin des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf und Direktor des Medizinhistorischen Museums in Hamburg. In einem historischen Rückblick auf Pandemien (Pest, Masern, AIDS, Spanische Grippe) zog er Parallelen zu Covid-19 und der aktuellen Ausstellung. Anschaulich machte er, dass die jeweiligen Nachweissysteme den Blick auf Seuchen prägten (bei Covid-19 durch PCR-Testungen) und sich hoffnungsvolle Symbole wie der Regenbogen durch die Seuchengeschichte ziehen: Auf Pest-Medaillen oder etwa auf (von Kindern selbstgemalten) Plakaten während der Coronapandemie mit dem Untertitel „Wir bleiben zuhause“.

Thematisch anknüpfend referierte *Tobias Becker* (Hamburg) aus seinem Dissertationsprojekt über die Medien- und Bildgeschichte des Impfens. Er legte die These von Mitchel G. Ash (2002, S. 32f.) zugrunde, dass „Ressourcenensembles“ (gemeint kognitiver, apparativer, personeller, institutioneller oder rhetorischer Art) „im Prinzip gegenseitig mobilisierbar sind“. Im Kontext des Bedeutungszuwachses des Fernsehens stellte er anhand der Polio-Erkrankung und der Inszenierung des gelähmten Körpers heraus, wie die Grenzen und Grenzziehungen zwischen Berichterstattung über das Krankheitsbild einerseits und Werbung für die Impfung andererseits verwechseln.

In Panel 2 berichtete *Andrea Kuckert* (Düsseldorf) durch die Doppelbrille einer Anthropologin der Stabsstelle für Pflegeforschung und Entwicklung des Marienhospitals in Düsseldorf und einer praktisch-tätigen Krankenpflegenden über ältere LGBTQI\*-Männer. Im Rahmen einer biografisch angelegten Studie mit Personen aus Deutschland und den Niederlanden ging sie der Frage nach, inwiefern die Covid-19-Pandemie die Vorstellungen von gesundem Altern von LGBTQI\*-Personen verändert hat, und lieferte Impulse für die pflegerische Praxis, in der das Thema LGBTQI\* oft negativ konnotiert ist. – Einen anderen Blick auf Institutionen lieferte die Germanistin *Sophie Witt* (Hamburg), indem sie Kerngedanken zum Aufbau eines neuen interdisziplinären Studienganges Liberal Arts and Sciences an der Universität Hamburg vorstellte und diskutierte. Neben Themen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Knotenpunkt „Körper, Gesundheit, Gesellschaft“ sollen auch Künste sowie die klinische Medizin als Perspektiven von Medical Humanities integriert werden, um den naturwissenschaftlich geprägten Blick auf Gesundheit zu erweitern.

In Panel 3 standen ethnografische Annäherungen an Krisen und Körper im Fokus. Einen analytisch-theoretisch gelagerten Blick auf den Risiko-Begriff gab *Maren Heibges* (Berlin) mit ihrem Beitrag. Nach einer Diskussion der Risikokategorie aus ethnologischer und anthropologischer Perspektive schlug sie den Bogen zu ihren arbeitswissenschaftlichen Forschungen in Beratungssettings zur familiären Risikoermittlung (Brust-/Eierstockkrebs), in denen sie sowohl die Sicht der medizinisch Beratenden als auch die der Beratung-Suchenden einfängt. Sie machte deutlich, wie Risiko als „konzeptionelles Fenster“ aus verschiedenen Blickrichtungen zur Erklärung genutzt werden kann: sowohl für gegenwärtige Krisen als auch für akteur:innenzentrierte Umgangsformen. – Einblicke in das DFG-Projekt „Mind the City!“ der HU Berlin gab *Patrick Bieler* (Berlin) mit seinem analytischen Überblick der negativen Auswirkungen urbanen Lebens auf die psychische Gesundheit. Dabei stellte er heraus, dass die Fokussierung der sozialpsychiatrischen Forschung auf materielle Einflüsse Formen flüchtiger Sozialität und loser sozialer Beziehungen meist vernachlässigt. Anhand empirischer Daten erläuterte er die Bedeutung von flüchtigen Situationen und die Notwendigkeit einer weiteren Differenzierung von Nachbarschaftseffekten, um deren Wirkungen auf die (psychische) Gesundheit in Forschungen einbeziehen zu können. Im Fazit resümierte er, dass Erkenntnisse aus Ethnografien Grundlagen für den Aufbau quantitativer Surveys liefern könnten, aber weiterhin Übersetzungsarbeit zwischen den disziplinären Ansätzen notwendig sei.

Das inhaltliche Programm des ersten Tagungstages schloss mit der Keynote von *Hella von Unger* (München) über partizipative Gesundheitsforschung und die Trägheit sozialer Wirklichkeiten. Nach einem Kurzüberblick zu den Grundprinzipien des partizipativen Forschens und deren verschiedenen Ansätzen in der Gesundheitsforschung konzentrierte sie sich auf „Community-based Participatory Research (CBPR)“. Sie stellte die Herausforderungen und Chancen von Partizipation anhand von Praxisbeispielen ihrer Forschungsprojekte als dynamische Prozesse heraus. Partizipative Forschung sei grundsätzlich empfehlenswert, aber keine Universalmethode. Ein solcher Ansatz sei stets stark von Ressourcen und Infrastrukturen abhängig und müsse immer Räume für Dialog, Reflexivität und Dissens schaffen.

Der zweite Tagungstag begann mit Panel 4 „Räume und Narrative von Körper in der Krise“, in dem zunächst *Anita Ham* (Den Haag) einen Einblick in eine partizipatorische Aktionsforschung zur Aufklärung über Krebs-Screenings für Migrantinnen in den Niederlanden gab. Ihre Zielsetzung war es, Wege zu finden, um Frauen mit Migrationshintergrund besser zu erreichen und zu Präventionsmaßnahmen zu motivieren. Anschaulich wurde einerseits, wie komplex der Einstieg ins Feld angelegt war, um Sprachbarrieren zu überwinden und die Akteurinnen zu erreichen, und andererseits, wie heterogen sich die Beweggründe der Frauen darstellten, bisher nicht an Krebs-Präventions-Screenings teilzunehmen.

Das Panel schloss mit einem von vier Personen bestrittenen Vortrag zum Thema „Verhindern. Verschieben und Werden. Zeitlichkeit in trans\*-Biografien“. In der Einleitung pointierte *Sabine Wöhlke* die Debatte um Selbstbestimmung von trans\*Personen, die in den letzten Jahren heftig diskutiert wurde und die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit von Geschlechternormen offenlegte. Während politisch jüngst Ende August 2023 ein Gesetzesentwurf den Weg für mehr Selbstbestimmung bereitete, den Geschlechtseintrag und Vornamen im Personenregister ändern zu lassen, waren die folgenden Projekteinblicke im Kontext des noch geltenden Transsexuellengesetzes von 1981 zu verstehen. Alle Teilpräsentationen widmeten sich der Frage nach zeitlichen Verschiebungen und Diskontinuitäten im Leben von trans\*-Menschen. – Nach einem kurzen Einblick in den Forschungsstand und das methodische Vorgehen berichtete *Manuel Bolz* (Hamburg/Göttingen) aus dem Hamburger Teilprojekt des Verbundprojektes TRANS\*KIDS, das sich dem Thema Geschlechtsidentität/trans\* im Arbeitsalltag von Mitarbeitenden und Pflegenden im Gesundheitswesen widmet. Unter der Perspektive „Verhindern“ machte Bolz Strategien der Psychopathologisierung, Ausgrenzung und Hierarchisierung von Wissen deutlich und stellte heraus, wie sich die Pflegenden gegenüber trans\*-Kindern und -Jugendlichen auch als Lots:innen bzw. Prüfende inszenieren. Dabei würden Begründungszusammenhänge für das trans\*-Sein konstruiert (z. B. das Anderssein-Wollen, die Erfahrung von Gewalt oder Flucht aus einem gewaltvollen heteronormativen Alltag), die den Kindern und Jugendlichen ihre Selbstbestimmung und Handlungsmacht über ihre Identität und ihren Körper absprechen. – Unter der Perspektive „Verschieben“ berichtete *Mona Motakef* (Dortmund) aus einem DFG-Projekt zur Familiengründung von trans\*-Familien. Das im Kontext der Forschung noch geltende Transsexuellengesetz aus dem Jahre 1981 sah vor, Elternschaft von trans\*-Menschen zu verhindern: So sollte zwischen dem Wunsch nach Familiengründung oder Transition abgewogen werden, eine Gleichzeitigkeit dieser Wünsche war rechtlich nicht vereinbar. Daraus ergaben sich folgenreiche Konsequenzen und zeitliche Verschiebungen, die Motakef anschaulich an einem Feldbeispiel aufzeigte. Die Bedürfnisse, eigene Kinder zu haben, eine Ehe zu schließen und eine Transition anzugehen, mussten zeitlich geordnet werden und hatten erhebliche psychische Folgen. – Die letzte Perspektive „Werden“ beschrieb *Holly Patch* (Dortmund) mit Ergebnissen aus ihrer Dissertation über Sänger:innen des Trans Chorus of Los Angeles und die Frage, wie diese ihre Stimmbiografien rekonstruieren und welche zeitlichen Dimensionen sich dabei ergeben. Sie machte deutlich, wie die Pubertät aus Sicht der trans\*-Sänger:innen als kollektives „Erwachsenwerden“ wahrgenommen wird und auch mit Geschlechtszuschreibungen einhergeht, die individuell ganz unterschiedlich verarbeitet werden. Die hormonelle Umstellung der Stimme konstruiert Körper („Stimmkörper“), die mit Zuschreibungen und Materialisierungen von Geschlechterrollen einhergehen. Sie rufen bei einigen Trans\*-Sänger:innen Ängste

hervor, auch die eigene Gesangskarriere beenden zu müssen. – Das Forscher:innen-Team resümierte abschließend, dass cis\*-normative Zeitlichkeit die Biografien von trans\*-Personen prägen und Ungleichheiten evozieren. Resultierend daraus seien alternative Erklärungskonzepte zu trans\*-time gefordert, die weniger eine vermeintliche Abweichung in den Fokus stellten oder gar reproduzieren, sondern Lebenswelten in ihrer Eigenlogik erkennbar und beschreibbar machen.

Das Panel 5 schloss die Fotokünstlerin *Amelie Sachs* (Hannover) mit der Präsentation ihrer BA-Abschlussarbeit zum Polyzystischen-Ovar-Syndrom (PCO). In einer Kombination aus Dokumentar fotografie und narrativen Interviews näherte sie sich Betroffenen und ihren Aushandlungen von Weiblichkeit. Sie zeigte außerdem, wie im Akt des Betrachtens ungleiche Machtverhältnisse identifizierbar werden, die von medizinischer Seite oft männlich geprägt seien. Ihre Fotografien von Betroffenen bzw. Fotografien, die durch die Akteurinnen selbst entstanden sind, verweigern sich in einigen Fällen solchen Blickregimen und sind daher Zeugnisse eines Ringens um Autonomie und Deutungshoheiten.

Die Tagung endete mit einer Abschlussdiskussion und den sich daran anschließenden Mitgliederversammlungen der AGEM und der Kommission Medizinanthropologie. Eine Veröffentlichung einzelner Tagungsbeiträge in der Zeitschrift „Curare“ ist für das Jahr 2025 bereits in Planung. Zudem sei auf zwei für diese Tagung relevante Literaturen hingewiesen.<sup>1</sup> Besuchen Sie gerne auch unsere Webseiten: [medanthro-gekw.de](http://medanthro-gekw.de) bzw. [agem.de](http://agem.de).

Anna Palm

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.13>

1 Gesundheitsberichtserstattung des Bundes gemeinsam getragen von RKI und DESTATIS (2023): Auswirkungen des Klimawandels auf nicht-übertragbare Erkrankungen und die psychische Gesundheit – Teil 2 des Sachstandsberichtes Klimawandel und Gesundheit 2023. In: *Journal of Health Monitoring* 8 (53). Special Issue S4/2023. Mitchell G. Ash (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander. In: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart, 32–51.

## Rural Heritage. Vereinnahmungen und Instrumentalisierungen – Immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen

Tagung der dgekw-Kommission für Kulturanalyse des Ländlichen, Bamberg, 20.–22. März 2024

Wie wird immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen vermittelt, verhandelt und vereinnahmt? Mit Aushandlungsprozessen, Entwicklungspotenzialen und Schutzmaßnahmen ländlichen immateriellen Erbes beschäftigte sich die fünfte Tagung der „Kommission Kulturanalyse des Ländlichen der dgekw“, die von der Juniorprofessur für Europäische Ethnologie mit Schwerpunkt Immaterielles Kulturerbe der Otto-Friedrich-Universität Bamberg ausgerichtet wurde. Die Auszeichnung als Immaterielles Kulturerbe (IKE) kann zur Stärkung lokaler Identitäten und Aufwertung peripherer Räume führen; die Fachgeschichte sowie das europaweite Erstarken (rechts-)populistischer Narrative in der Gegenwart zeigen jedoch, dass rurales Erbe auch vereinnahmt und instrumentalisiert werden kann. Diese Problematik wurde in sechs Panels mit insgesamt 18 Fachbeiträgen im Austausch von Referierenden aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Slowenien und Schottland reflektiert und kritisch perspektiviert.

Die Begrüßungsworte durch die Kommissionssprecherin und Ausrichtende der Tagung Barbara Wittmann, die Lehrstuhlinhaberin Heidrun Alzheimer und die Leiterin des Welterbe-Zentrums Simona van Eyb (alle Bamberg) standen unter dem Tenor der Verbindung. *Barbara Wittmann* hob die Eignung und Verantwortung der Europäischen Ethnologie hervor, Instrumentalisierungen vermeintlich harmloser Begriffe und Konzepte sichtbar zu machen. Exkludierenden Praktiken und politischen Spaltungen könne auf diese Weise von Fachseite etwas entgegengesetzt werden. – Das integrative Potenzial des IKE betonte auch *Heidrun Alzheimer* aus ihrer Erfahrung als Mitglied im Expertenkomitee für das Immaterielle Kulturerbe in Bayern. – *Simona van Eyb* verwies auf den ganzheitlichen Ansatz der Welterbe-Definition der UNESCO. Materielles und immaterielles Kulturerbe gingen stets Hand in Hand – ein Umstand, der auch durch den Tagungsort abgebildet wurde.

Die den Tagungstitel rahmenden Begriffe „Vereinnahmung“ und „Instrumentalisierung“ unterzog *Eberhard Wolff* (Basel) in seinem Anfangsvortrag einer kritischen Betrachtung. Nach Definition des Duden handle es sich bei Vereinnahmung darum, „ungerechtfertigterweise eine Sache für eigene Zwecke zu nutzen“. Er gab zu bedenken, dass eine solche normative Begriffsverwendung im akademischen Kontext eine Gefahr darstelle, da sie schnell in moralische Empörungsdiskurse münden könne. Zwecke des Erhaltens von IKE seien selten ausschließlich intrinsisch motiviert. Hinter dem Wunsch nach Akkreditierung stünde bei den Interessengruppen stets der Versuch, dem jeweils eigenen Kulturkonzept Deutungsmacht zu verleihen. Er plä-

dierte für eine liberalere Haltung des Faches und stellte eine ‚buchhalterische‘ Anspruchsverteilung durch Zertifizierungen infrage. – In einem Koreferat illustrierten *Helmut Groschwitz* (München) und *Annette Schneider-Reinhardt* (Bonn) am Beispiel des Südhärzer Questenfestes, wie weit die Auswirkungen der Mythologischen Schule in die Gegenwart reichen. Die große Beliebtheit der germanischen Kontinuitätsprämisse bei den Medien sowie die Anschlussfähigkeit für die Strömung der Neuen Rechten führten sie auf die Sehnsucht nach Orientierung und Ursprünglichkeit zurück. Zur Popularität von Mythologemen trügen auch deren popkulturell oft aufgegriffene, faszinierende Bildwelten bei.

Mit diesen befasste sich auch der Beitrag von *Christina May* (Halle), die das Questenfest unter einem rezeptionsästhetischen Zugang betrachtete. Durch die Reproduktion seines Bildrepertoires und seiner Symbolik sei es auch ohne UNESCO-Listung bereits immaterielles Kulturerbe, so ihre These. – *Jonas Leineweber* (Paderborn) referierte über das kontroverse Bewerbungs- und Aufnahmeverfahren des Schützenwesens ins Bundesverzeichnis. Die Ablehnung des ersten Antragsentwurfs zog einen öffentlich ausgetragenen Streit zwischen Antragsteller:innen und UNESCO-Kommission sowie eine Formatierung der Brauchpraxis nach sich. – Im folgenden Vortrag ging *Katja Boser* (Augsburg) der Frage nach, wie sich gesellschaftliche Debatten um Geschlechtergerechtigkeit auf den Schächflertanz in Dinkelscherben auswirken. Bei dem alle sieben Jahre aufgeführten Tanz sind Frauen von der Rolle der Hauptakteure ausgeschlossen. Die aus einem Interview zitierte Aussage „Ich glaube nicht, dass wir tanzende SchächflerINNEN einmal haben werden“ offenbart das in ihrer Feldforschung zutage tretende statische, männerdominierte Traditionsverständnis.

Wie können Trägergruppen im Umgang mit heiklem Erbe und politischen Unterwanderungen unterstützt werden? In der abendlichen Podiumsdiskussion bezogen dazu Stimmen aus der Praxis Stellung. *Daniela Sandner* (München) vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege sprach sich gegen die zuweilen geforderte Abkehr vom oft missbrauchten Heimatbegriff aus. In Ermangelung adäquater Alternativen sei es ihr Anliegen, die Deutungshoheit darüber nicht dem rechten Spektrum zu überlassen. Der Publizist *Norbert Göttler* (München) brachte das Konzept der „Heimaten“ ein, um ein pluralistisches, inklusives Verständnis starkzumachen. Als langjähriger Bezirksheimatpfleger Oberbayerns beobachte er mit Sorge, wie antisemitische Bräuche wie das Judasfeuer aktuell wieder aufleben würden. Dies veranlasste die Vorsitzende des Bunds Heimat und Umwelt *Annette Schneider-Reinhardt* zur Überlegung, ob aktuelle Beratungsangebote ausreichend seien. Durch frühere Ethnographien in der DDR konnte *Juliane Stückrad* (Eisenach) das Gefühl des „Abgehängt-Seins“ in den neuen Bundesländern situieren. Zugleich sprach sie sich gegen eine vereinseitigende Defizitperspektive in der Dichotomie Ost-West aus.

Bei einem Sekttempfang im Welterbe-Zentrum Bamberg hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, die Impulse des ersten Tages zu vertiefen und die studentische

Posterausstellung „Everything flows: Wasser und immaterielles Kulturerbe“ zu betrachten.

Am zweiten Tag weitete sich der Rahmen auf den europäischen Raum, die Tagungssprache wechselte ins Englische. *Ulrich Kockel* (Inverness) beschrieb das schottische Korbmacherhandwerk zwischen Kommodifizierung und Gemeinschaftsbildung. Dabei konzipierte er das IKE als Metapher: wie ein Korb aus verschiedenen Zweigen unterschiedlicher Herkunft gebunden würde, verhalte es sich auch mit den Verflechtungen zwischen Generationen, Trägergruppen und ihren Lebensgeschichten, die sich in Objekten materialisierten. – *Marija Klobčar* (Ljubljana) zeichnete die sich durch die Geschichte wandelnden Beziehungen zwischen slowenischer Minderheit und deutschen Bewohner:innen des kärntnerischen Gailtals nach. Die von deutschen und slowenischen Einheimischen praktizierten Kirchweihbräuche wurden 2018 in das Verzeichnis Österreichs aufgenommen. Anhand des autochthonen Festlieds rekonstruierte Klobčar, wie die slowenische Minderheit nach dem Zerfall des Habsburger Reiches sukzessive marginalisiert wurde.

*Franziska Mair* (Regensburg) gab Einblicke in ihr Dissertationsprojekt. Darin untersucht sie, wie jüdisches Erbe in der partizipativen Governance ländlicher Räume im Rahmen des EU-Regionalentwicklungsprogramms LEADER in Wert gesetzt wird. – *Marjeta Pisk* (Ljubljana) thematisierte die Festivalisierung ländlicher Gebiete in Slowenien. Seit den 1970er-Jahren würde auf „ethnologischen Veranstaltungen“ im Sinne eines „past presencing“ (MacDonald) Tourist:innen eine idealisierte Vergangenheit geboten. Basierend auf ihrer Forschung im Poljane-Tal legte sie dar, wie durch das „authentische“ Reenactment früherer Lebens- und Arbeitstechniken das Bild einer unzerstörten Idylle reproduziert wird. Die Organisator:innen nutzten derartige Feste, um ihre Region und ihr Kulturerbe zu repräsentieren. Trotz einer unreflektierten Valorisierung beobachtete Pisk Demokratisierungstendenzen und damit eine *agency* bei den Akteur:innen.

Der nächste Themenkomplex befasste sich mit der Herstellung ländlicher Ästhetiken. *Niamh MacKenzie* (Inverness) untersucht in ihrer Feldforschung, wie Praktizierende des Trockenmauerbaus in Schottland (Drystone dyking) bei der Weitergabe ihrer Fähigkeiten unterstützt werden können. Die einst agrikulturell notwendigen Trockenmauern vermitteln heute in Vorstädten ein Idealbild schottischer Ländlichkeit. – *Alex Gibbons* (Inverness) untersucht in seinem PhD-Projekt mit einer „Gesellenreise“-Methodik das Reetdachdeckerhandwerk (Vernacular thatching), das ebenfalls als „typisch schottisch“ wahrgenommen wird. Die im Verschwinden begriffenen Techniken möchte er bei den verbleibenden Handwerker:innen aufzeichnen und sie mit benachbarten Regionen vergleichen. – Unter der Zielsetzung, qualitative Aspekte in die Bauforschung zu integrieren, präsentierte *Jan Grossarth* (Biberach/München) eine experimentelle Feldstudie. Mit Fokus auf Atmosphären als narrative, architektonische Strukturen wollte er das Bauwissen zweier Dörfer vergleichen. Es

entfachte sich eine kritische Diskussion um die gewählte Methodik. Dabei wurde insbesondere die Fokussierung auf subjektives Ästhetikempfinden problematisiert, die sich nicht mit denkmalpflegerischen Kategorien vereinen ließe.

Unter welchen Bedingungen kann IKE als ein Resilienzfaktor zur Vitalisierung ländlicher, strukturschwacher Regionen beitragen? Dies war die leitende Frage des fünften Panels, das den dritten Tagungstag einläutete. *Manuel Trummer* (Regensburg) und *Mirko Uhlig* (Mainz) stellten dabei das seit 2023 vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft geförderte Verbundprojekt „Immaterielles Kulturerbe in Ländlichen Räumen (IKEL)“ vor. Unter dem analytischen Zugang kultureller Resilienz steht im Mittelpunkt der Forschung, welche Chancen und Konflikte eine UNESCO-Prädikatisierung lokaler Kulturformen nach sich zieht. – Nach der theoretischen Grundlegung konkretisierte *Rebecca Koller* (Regensburg) die Fragestellungen anhand der seit 2018 ausgezeichneten Oberpfälzer Zoiglkultur. In ihrer Feldforschung zeigte sich, dass das Exklusivitätsdenken der Trägergruppe und Fragen nach dem ‚richtigen‘ Umgang mit der Zoiglkultur zu zahlreichen Spannungen führten. Zwar wurde die Prämierung als willkommenes Werkzeug zu touristischer Vermarktung eingesetzt, zugleich wurde die Intervention durch UNESCO-Richtlinien von den Akteur:innen als bevormundend empfunden. – Im Gegensatz dazu zeigte die Forschung von *Leonie Schäfer* (Mainz), wie durch Kooperation von Stakeholdern Chancen für rurale Resilienz entstehen können. Am Beispiel der Queichwiesenbewässerung stellte sie Community-Building-Prozesse auf lokaler wie internationaler Ebene vor. Seit der Aufnahme dieser „landwirtschaftlichen Kulturtechnik“ in das Bundesweite Verzeichnis 2018 vernetzte sich die deutsche Trägergruppe mit internationalen Akteur:innen mit dem Ziel, einen gemeinsamen Eintrag auf die Repräsentative Liste der Menschheit zu erarbeiten.

Die „Zukunftsperspektiven und -potenziale durch immaterielles Kulturerbe“ wurden im letzten Panel ausgelotet. *Dieter Kramer* (Wien) zeigte anhand der aus Brunnengemeinschaften hervorgegangenen „Nachbarschaften“ am Mittelrhein auf, wie IKE auch der Stärkung demokratischer Strukturen dienen kann. – Mit welchen Maßnahmen das Kneippen sich von seinem verstaubten Image lösen möchte, erörterte *Peter Wolff* (Fulda), stellvertretender Landesvorsitzender des hessischen Kneipp-Bundes. – Beschlossen wurde die Tagung durch die Architektin *Marie Enders* (Aachen). In ihrer Dissertation setzte sie sich damit auseinander, wie IKE mit visuellen Forschungsmethoden für eine transformative Inwertsetzung greifbar gemacht werden könne. Unter Bezugnahme auf Oldenburgs Theorie der „Dritten Orte“ kartierte sie Kulturformen wie Bolzplätze oder Kleingartenvereine in den Strukturwandelregionen des Rheinischen Reviers und des Ruhrgebiets. Die dabei entstandenen Karten seien als prozesshaft aufzufassen. Dadurch umging sie die Problematik eines derartigen kulturräumlichen Vorgehens, wie es durch den Atlas der Deutschen Volkskunde unrühmlich praktiziert wurde. Durch ihre Verbindung von kreativer Methodik

mit theoretischer Reflexion setzte sie einen inspirierenden Schlusspunkt im interdisziplinären Austausch.

Das Tagungsprogramm war geprägt von Verknüpfungen: zwischen materiellen und immateriellen Aspekten des Kulturerbes, zwischen kulturwissenschaftlichen Analysen und kulturpolitischen Interventionen, zwischen Methoden und Disziplinen. Über die drei Tage kristallisierte sich heraus, dass zwischen akademischen Wissensbeständen und Ansichten der Trägergruppen noch oft eine Lücke besteht, die es durch Beratungs- und Vermittlungspraxis zu schließen gilt. Dabei war es bereichernd, die Ansicht mehrerer „cultural broker“ in die Diskussionen einbringen und somit akademische Theorien und Realität in der Praxis abgleichen zu können. Die Stärken unseres Faches zeigten sich in der kontinuierlichen Selbstreflexion, die schon mit der Begriffsbestimmung des Keynote-Vortrags angeregt wurde. Soll oder muss sich Kulturwissenschaft politisch positionieren oder verschließt sie sich damit epistemischem Potenzial? Ist nicht jegliche Indienstnahme für eigene Interessen eine Vereinnahmung? Die Tagung ermutigte, die Brauchforschung, die im Fach derzeit eher ein stiefmütterliches Dasein fristet, durch weitere empirische Studien wiederzubeleben und die Diskurse um Ländlichkeit weiterhin differenziert und analytisch zu begleiten.

*Jana Paulina Lobe*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.14>

## **Profilbildung in der Region. Die Landesstellen für Alltagskultur und ihre Aufgaben**

Arbeitstagung des Netzwerks der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen, Stuttgart, 17. April 2024

Das diesjährige Treffen des Netzwerks der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen fand auf Einladung der Sprecherin *Sabine Zinn-Thomas* (Stuttgart) in den Räumen des Landesmuseums Württemberg statt, dem die Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart zugeordnet ist. Ziel war neben dem fachlichen Austausch und der Eruierung gemeinsamer Problemlagen die Erarbeitung eines Beitrags zum künftigen Leitbild der DGEKW, der die Rolle und das Selbstverständnis außeruniversitärer Forschungs-, Sammlungs- und Beratungsstellen im empirisch-kulturwissenschaftlichen Fachzusammenhang fasst. Aus diesem Grund verzichtete das Netzwerk auf ein reguläres Tagungsprogramm sowie eine thematische Schwerpunktsetzung und hielt sein Treffen im World-Café-Format ab.

Bereits am Vorabend bot die öffentliche Podiumsdiskussion „It’s like a jungle sometimes’: Hip-Hop und die Zukunft des immateriellen Kulturerbes in Baden-Würt-

temberg“ im Landesmuseum Württemberg Gelegenheit für eine Annäherung an einen wichtigen Aspekt gegenwärtiger Arbeit der Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen. Die öffentliche Konjunktur des Immateriellen Kulturerbes (IKE), die wachsende Zahl der vergebenen Titel und die Tatsache, dass im Zuge der Forschungs- und Beratungstätigkeit immer neue und kritische Aspekte diskutiert werden, prägen weiterhin das Feld des IKE als Schnittstelle zwischen diversen Öffentlichkeiten, wissenschaftlichen Disziplinen und staatlichen sowie überstaatlichen Institutionen und machen es damit zum Ort von Aushandlungsprozessen über zentrale Begriffe wie Kultur, Alltag, Tradition oder Erbe. In der überaus lebendigen, von *Markus Tauschek* (Freiburg) moderierten Diskussion setzten sich *Sabine Zinn-Thomas*, *Karin Bürkert* (Tübingen), *Stefan Koslowski* (Bern), *Toni Landomini* aka *Toni-L* (Heidelberg), *Bryan Vit* (Heidelberg) und *Marie Enders* (Bonn) mit Fragen der Inwertsetzung und des bürokratischen Prozesses der Antragstellung, aber auch mit den Folgen der Titelverleihung für die jeweiligen „Kulturformen“ auseinander. Die 2023 erfolgte Listung für die „Hip-Hop-Kultur in Heidelberg und ihre Vernetzung in Deutschland“ bot dabei ein ideales Fallbeispiel für kollaborative, kompetitive, z. T. auch konfrontative Aushandlungsprozesse, in denen Kulturerbe verhandelt wird.

Zu Beginn des Sitzungstages der Gruppe der kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen hielt zunächst *Christiane Cantauw* (Münster) Rückschau auf die seit 1993 abgehaltenen Treffen der Gruppe, die neben themenbezogenen Veranstaltungen immer auch Diskussionen über gemeinsame Strukturfragen und übergreifende Problemstellungen umfasst haben. Die vergangenen 30 Jahre hätten vielfach Veränderungen der Institutionenlandschaft mit sich gebracht, aber auch neue Aufgaben und Zielsetzungen wie z. B. die stärkere Einbindung der interessierten Öffentlichkeit, den Einsatz digitaler Technologien bei der Sammlungserschließung sowie die Entwicklung neuer kulturpolitischer Felder wie dem IKE. *Lisa Maubach* (Bonn) präsentierte anschließend die Ergebnisse einer Umfrage, die im Vorfeld unter den kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Landesstellen durchgeführt worden war. Dabei ging es um die Erhebung praktischer Erfahrungen der Akteur:innen bezüglich Forschungsmöglichkeiten, medialer Vermittlung von Forschungsergebnissen und kulturpolitischer Erwartungen sowie um die künftigen und erwarteten Entwicklungen von Arbeitsmöglichkeiten und Anforderungen. Gefragt worden war u. a. danach, wie Forschungsaufgaben definiert werden und in welchem Umfang sie durchführbar sind; wie die Zusammenarbeit mit den Medien funktioniert und welche Themen und Aspekte der eigenen Arbeit in der Öffentlichkeit platziert werden können; welchen kulturpolitischen Einflüssen die Landesstellen im Einzelnen unterliegen; und schließlich, welche künftigen Ziele und Herausforderungen bereits jetzt formuliert werden können.

Wie der Rücklauf aus insgesamt zehn Institutionen zeigte, sind Aufgabengebiete, Themen und die alltäglichen Anforderungen höchst heterogen und durch

die jeweilige institutionelle Einbettung, die Ausstattung und den satzungsgemäßen Auftrag geprägt. Identifiziert wurden von vielen Einrichtungen Probleme wie mangelnde Zeit und personelle Ausstattung für Forschungsaufgaben, die Anfrage der Medien nach „unterhaltsamem“ Material sowie öffentliche Erwartungen hinsichtlich klar definierbarer Kriterien regionaler Identität, die der Komplexität von Kulturanalysen nicht immer gerecht werden. Dennoch wurden die Arbeitsmöglichkeiten in der Umfrage insgesamt positiv gewertet und darauf verwiesen, dass auch künftig die Schärfung des Forschungsprofils, der Ausbau der Infrastruktur und die Erhöhung der Reichweite auf einer breiten Akzeptanz der Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen in der Öffentlichkeit aufbauen können.

Die vier in der Umfrage zur Reflexion vorgegebenen Schlüsselbegriffe bzw. Themenfelder (Forschung, Medien, Kulturpolitik, Zukunft) strukturierten auch die weitere Arbeit des Treffens. Im Format eines World Cafés wurde an vier Tischen in wechselnden Kleingruppen über die im Vorfeld abgefragten Einschätzungen diskutiert und die Ergebnisse in der Nachmittagssitzung zusammengefasst. Das Ziel war dabei ein zweifaches: Erstens ging es um eine Bestandsaufnahme, welche Arbeitsbedingungen und -felder, aber auch welche Interessen und Voraussetzungen die (sehr unterschiedlich aufgestellten und ausgestatteten) Landesstellen und anderen Forschungsinstitutionen jeweils haben, zweitens sollte im Ergebnis ein Konsens über den Beitrag, den die Gruppe in das derzeit in der DGEKW diskutierte künftige Leitbild einbringen wird, gefunden werden. Die lebhaften Gespräche brachten eine Fülle an Gesichtspunkten hervor, die grob wie folgt gebündelt werden können:

(1) *Forschung*: Alle Landesstellen verstehen sich als Forschungseinrichtungen, die eigene, zum Teil auch langfristig angelegte Forschungsprojekte aufsetzen und dabei empirisch-kulturwissenschaftliches Wissen produzieren, das in die Gesellschaft zurückgespiegelt wird.

Die regionale Verankerung und die vergleichsweise große Nähe zu interessierten Laien prägen die Forschungsprojekte und ermöglichen bzw. erfordern Fragestellungen, die auch jenseits enggeführter fachwissenschaftlicher Diskurse von Interesse und vermittelbar sind. Eine Hierarchisierung unterschiedlicher Forschungsansätze wurde als wenig fruchtbar angesehen; vielmehr gilt es, die verschiedenen Forschungsinstitutionen (Universitäten, Museen, Landesstellen) stärker zusammenzubringen und die je spezifischen Ansätze, Kompetenzen und Ressourcen so zu verknüpfen, dass alle Beteiligten hiervon profitieren können. Dies gilt nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass es zunehmend schwieriger wird, den wissenschaftlichen Nachwuchs aus unserem Fach in die Arbeit der Landesstellen einzubinden und die für die alltägliche Arbeit notwendigen Kompetenzen zu vermitteln. Eine Chance für innovative Forschung besteht vor allem hinsichtlich der Einbettung der Landesstellen in lokale und regionale Wissenskontexte und Akteur:innennetzwerke, z. B. durch Citizen-science-Projekte. Auch an den Landesstellen gehen die Forderungen nach

stärkerer Sichtbarkeit und Durchführung partizipativer Projekte nicht vorbei, wobei sich hier die Chance einer Vermittlung kritischer Wissenschaft in gesellschaftliche Kontexte hinein ergibt, die von universitären Akteur:innen nicht immer erreicht werden.

(2) *Medien*: Als kulturvermittelnde Instanzen sind die Landesstellen auf Medien als Multiplikatoren angewiesen und haben zugleich die Chance, ihre Inhalte und Fragestellungen über sie zu lancieren. Der starke Medienwandel der letzten Jahre hat allerdings nicht selten dazu geführt, dass die herkömmlichen Plattformen im Lokaljournalismus verschwunden sind und allenfalls ein knapper Ankündigungsjournalismus praktiziert wird. Um jenseits der weiterhin oft gestellten Anfragen zu volkswissenschaftlichen Themen wie z. B. Bräuchen im Jahresverlauf relevante Themen in die Öffentlichkeit zu tragen, sind persönliche Verbindungen zu Journalist:innen ebenso von Bedeutung wie die konjunkturelle Zugkraft der Themen. Die Anforderungen einer erfolgreichen medialen Vermittlung müssen jedoch stets mit den wissenschaftlichen Anliegen, die sich an kulturellen und gesellschaftlichen Problemlagen orientieren, ausbalanciert werden. Vor diesem Hintergrund bedarf es eines andauernden Reflektionsprozesses, inwieweit selbstproduzierte Medien (Zeitschriften, Websites, Blogs, Social-Media-Kanäle) für die eigenen Anliegen produktiv gemacht werden können, sie andererseits jedoch die begrenzten Ressourcen der Institutionen zu stark belasten.

(3) *Kulturpolitik*: Die Mehrheit der Landesstellen steht in einem unmittelbaren Verhältnis zu staatlichen und/oder kommunalen Institutionen, die als Geldgeber und administrative Kontrollinstanzen die Grundlagen der täglichen Arbeit sowie der strategischen Ausrichtung beeinflussen. Obwohl eine direkte politische Einflussnahme nicht erfolgt, können sich die Landesstellen den Anforderungen machtvoller kulturpolitischer Akteur:innen nicht immer entziehen und müssen flexibel mit diesen umgehen. Aufgrund der vielfach sich verschärfenden gesellschaftlichen Konflikte, die immer stärker in verschiedene kulturpolitische Felder einfließen und den Diskurs um die Legitimität kulturwissenschaftlicher Forschung nicht aussparen, ist damit zu rechnen, dass sich solche Anforderungen verstärken werden. Es ist daher notwendig, nicht nur eigene Positionen festzuschreiben sowie den Erfolg der eigenen Arbeit zu kommunizieren, sondern auch die Vernetzung mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen und Kulturinstitutionen zu stärken und Ausstattungen wie z. B. wissenschaftliche Beiräte als Interessenwahrer der eigenen Arbeit zu verstehen. Nicht zuletzt kann eine gute regionale Verankerung die Spielräume gegenüber bzw. innerhalb der Kulturpolitik erhöhen.

(4) *Zukunft*: Um eine erfolgreiche Arbeit der Landesstellen und anderer Forschungsinstitutionen auch zukünftig zu gewährleisten, ist es unvermeidlich, auf externe Anfragen nach der gesellschaftlichen Relevanz regional bezogener Kulturforschung zu reagieren, ohne dabei die Unabhängigkeit aufzugeben oder sich po-

litischen Interessen unterzuordnen. Der Bereich der Wissenschaftskommunikation und -vermittlung wird damit künftig ein größeres Gewicht bekommen, sowohl in den politischen Raum als auch in das Feld der Laienforscher:innen hinein. Eine Schärfung des Profils der Landesstellen sowohl innerhalb der scientific community wie im außerwissenschaftlichen Raum wird dabei auf Besonderheiten wie Nähe zum Feld, direkte Verfügung über Sammlungsbestände und den Erfahrungsschatz medialer Vermittlung zurückgreifen können.

Wie die abschließende Plenumsdiskussion am Nachmittag zeigte, konnte somit ein Konsens zu den wichtigsten Punkten für die Profilbildung hergestellt werden, der im weiteren Verlauf in den Leitbildprozess der DGEKW eingebracht werden soll. Zudem wurde angeregt, die Präsenz der Gruppe der Landesstellen auf der DGEKW-Website sowie auf den Kongressen der Fachgesellschaft zu verstärken. Im Ergebnis stellte die Arbeitstagung eine wichtige und gut genutzte Gelegenheit zur Selbstverständigung dar, die hoffentlich schon bald ihre Fortsetzung findet.

*Sönke Friedreich*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.15>